

Jeden Tag am Schreibtisch sitzen und zweimal im Monat eine Zeitschrift machen – das reicht heute natürlich nicht mehr. Der Digitalisierung sei Dank. Heute produziere ich Inhalte und spiele sie meinen Lesern unentwegt über jene Kanäle zu, mit denen ich sie am besten zu erreichen glaube. Wie alle Kollegen aus der Schreibergunft bin ich in den sozialen Medien unterwegs. Ich gehöre, was neue Technik betrifft, wahrlich nicht zu den ersten, die sie nutzen. Ob ich durch die Tatsache, dass ich erst seit Februar 2016 ein Facebook-Profil habe, gemäß den „Five Customer Segments of Technology Adoption“ noch zur „late majority“ gehöre oder schon „laggard“, Nachzügler, bin, weiß ich nicht. Ich weiß aber – Facebook vergisst nicht – was damals meine erste Facebook-Amtshandlung war: der eben gekürten neuen AzW-Direktorin zu ihrer Berufung gratulieren. Ein netter Einstand, finde ich immer noch. Ich hatte mir vorgestellt, dass ich das Profil ausschließlich beruflich nutze. Dass ich meine Texte poste, um auch die zu erreichen, die nicht jede Bauwelt lesen, aber mit der Zeit merken: „Was der Friedrich schreibt, ist doch meistens ganz lesenswert, schau ich mal wieder rein.“ Das war die Idee. Anrührend naiv, ich weiß.

Es dauerte keine Stunde, bis Freunde und Bekannte entdeckt hatten, dass ich endlich bei Facebook war. Ein großes Hallo. Und klar, man akzeptiert generös Freundschaftsanfragen. Fühlt sich ja gut an. Eine Woche später war es vorbei mit meinem rein beruflichen Facebook-Profil. Wer möchte, kann dort heute also zum Beispiel herauslesen, dass viele meiner ehemaligen Mitschülerinnen sich sehr um das Wohl von Tieren sorgen. Dass ich mindestens einmal seit Februar 2016 in einem Berliner Biergarten einen halbvollen Krug in die Höhe stemmte und dabei recht feuchtfröhlich dreinblickte. Dass ich mutmaßlich in einem Männerchor singe (jedenfalls bin ich auf dessen Facebook-Profilfoto zu sehen), dessen Mitglieder anlässlich mindestens einer Gelegenheit in Hunde- und Katzen-Shirts aufgetreten sind. Dass ich in den letzten Oktobertagen geboren wurde, mein Sternzeichen also der Skorpion sein muss. Warum ich Ihnen mit diesen Unwichtigkeiten die Zeit stehle? Selbstverständlich möchte ich, dass alle meine Leser, egal über welchen Kanal ich sie erreiche, auf demselben Stand sind. Informationsgerechtigkeit ist wichtig heute.

Jetzt wissen Sie's

Jan Friedrich

hat ein bisschen in der Chronik seines beruflichen Facebook-Profiles gestöbert



Möglichkeitsräume

Zwei Ausstellungen in Berlin widmen sich der Faszination von Zerstörung und Verfall

Text **Christoph Tempel**

Jeweils drei Ausstellungen werden im „Kindl – Zentrum für zeitgenössische Kunst“ in Berlin-Neukölln gleichzeitig gezeigt: eine ortsspezifische Installation im zwanzig Meter hohen Kesselhaus der früheren Berliner Kindl-Brauerei, eine monografische Schau im Erdgeschoss des angrenzenden Maschinenhauses sowie eine thematische Ausstellung in dessen 1. und 2. Obergeschoss. Alle drei können mit einer Eintrittskarte besucht werden und ergänzen sich im besten Falle zu einem größeren Ganzen, was den Besuch mehr als lohnend erscheinen lässt.

Derzeit bereichern sich die aktuelle Gruppenausstellung „Ruinen der Gegenwart“ und Asta Grötings „Berlin Fassaden“ gegenseitig so hervorragend, dass sie die dritte Schau im Bunde – die ortsspezifische Installation „Silo of Silence – Clicked Core“ der in Berlin und Seoul lebenden Künstlerin Haegue Yang – ein wenig an den Rand drängen. „Ruinen der Gegenwart“ ist die erste Zusammenarbeit von Kai 10/Arthena Foundation in Düsseldorf und dem Kindl-Zentrum. Beide Kunst-

räume gehen auf privates Engagement zurück, beide haben sich am jeweiligen Ort bereits nach kurzer Zeit als interessante Ergänzungen zu den Kunstmuseen und -sammlungen etabliert. In Düsseldorf versteht man sich als Bindeglied zwischen Kunst und Wissenschaft – und so haben die beiden Kuratoren Julia Höner und Ludwig Seyfarth das Thema Ruine mit wissenschaftlicher Akribie durchdrungen.

Inhaltlich spannt die Schau einen Bogen von den urbanen Interventionen Gordon Matta-Clarks in den 70er-Jahren bis zu den jüngsten Zerstörungen archäologischer Artefakte im Mittleren Osten; es werden aber auch Industrie- und andere Ruinen in der Umgebung der Ausstellungsorte thematisiert. Im lesenswerten Katalog widmet sich Seyfarth einleitend der Architektur und der Darstellung von Ruinen in der Kunst, während sich Höner dem Zusammenhang von Körper und Ruine annimmt sowie dem fragmentierten Menschenbild der Moderne, das seine Entsprechung im Bild der Ruine findet.

Links: Asta Gröting, Berlin Fassaden, 2016, Installationsansicht im Maschinenhaus des Kindl – Zentrum für zeitgenössische Kunst in Berlin
Foto: Jens Ziehe; © Asta Gröting/VG-Bild Kunst, Bonn 2017

Rechts: Arata Isozaki, Tsukuba Centre in Ruins III, 1985, Siebdruck
Courtesy Misa Shin & Co; Foto: Alexandra Höner

Unten: Ryuji Miyamoto, San-no-miya, Kobe, After the Earthquake, 1995, Silbergelatine Druck
Courtesy Galerie Klüser, München

In dem knapp 24-minütigen Film „Day's End“ (1975) sägt Gordon Matta-Clark gemeinsam mit Helfern Teile aus der Hülle eines leer stehenden Lagerhauses in New York und schafft so spektakuläre Ausblicke auf den Hudson River und den Himmel. Man sieht das eindrucksvolle Schauspiel des einfallenden Sonnenlichts, vor allem aber die schwere Handarbeit, die dieses ermöglichte. Der dort geplante alternative Treffpunkt für Künstler und Freunde wurde sofort von der Polizei geschlossen, das Gebäude versiegelt. Anders als in New York greift Matta-Clark in Paris mit Genehmigung der Stadt kreisförmig in ein zum Abriss bestimmtes Gebäude ein. Ein großes Loch klafft auf den vier historischen Fotos in der Fassade und gibt den Blick frei auf ausgesägte Stockwerksdecken und das Innere des verlassenen Hauses. Dahinter wächst das Centre Pompidou in den Himmel und macht den Maßstabssprung deutlich, der vielfach mit der Moderne in die Innenstädte einzog.

Arata Isozaki, dessen Heimatort in der Nähe von Hiroshima durch den Atombombenabwurf zerstört wurde, collagiert 1968 zwei Gebilde in eine Aufnahme des niedergelegten Stadtzentrums, die zwischen den Zuständen des Zerstörten und des Unfertigen oszillieren, und nennt das Blatt „Re-ruined Hiroshima“. Man kann diese beiden Strukturen als Ruinen wahrnehmen oder als „Möglichkeitsräume“ lesen, die unserer Vorstellung zukünftige Entwicklungen eröffnen. 1985 fertigt Isozaki drei Siebdrucke, in denen er sein zwei Jahre zuvor fertiggestelltes Tsukuba Centre in grellen Farben als Ruine darstellt. Gebaute Realität und narrative Fiktion verweben sich hier, wobei es Isozaki darum geht, eine ungeheure Zukunft sichtbarzumachen – und nicht darum, die Vergangenheit zu glorifizieren, wie es Albert Speers „Ruinenwerttheorie“ tat.

Wie wenig Möglichkeitsraum reale Ruinen wirklich bieten, zeigt die Serie „Kobe, After the Earth-



quake“ (1995) des Fotografen Ryuji Miyamoto. Der kurze Erdstoß kostete damals 5500 Menschen das Leben, 280.000 wurden obdachlos. Ein als Ganzes umgekipptes und damit nicht mehr bewohnbares Haus versperrt zu allem Übel noch eine Straße, und die brutal umgeknickte Reihe von Strommasten belegt die Schwierigkeit, in solchen Momenten nicht nur die elektrische Infrastruktur aufrechtzuerhalten. Obwohl vom Fotograf ästhetisch ins Bild gerückt, zeugen die Ruinen vor allem von der Erinnerung an die zerbrechlichen menschlichen Körper, die einmal dort gelebt haben.

Auch die Aufnahme einer Straße im kriegszerstörten Homs in Dorothee Albrechts Arbeit „House of Ruins“ (2017) dokumentiert nicht vorrangig sich bietende Möglichkeiten. Die Kombination mit Aufnahmen aus dem ebenso kriegszerstörten Düsseldorf lässt, im Wissen um die



wiedererrichtete nordrhein-westfälische Landeshauptstadt, Hoffnung für Syrien aufkommen. Albrecht evoziert in einer weiteren Schicht ihrer Arbeit genau dies, wenn sie archäologische Relikte der Akropolis als „Leftovers Ready to be Recombined“ betitelt.

Sechs weitere Positionen gehen dem Phänomen Ruine in unterschiedlichen Medien auf den Grund, tragen aber nicht dazu bei, dass das Thema wirklich berührt. Seltsam abstrakt und akademisch mutet „Ruinen der Gegenwart“ an.

Hier kommt die Hausregie ins Spiel und zwar in Form der Ausstellung „Berlin Fassaden“ von Asta Gröting, die der künstlerische Direktor Andreas Fiedler kuratiert hat. Die in Berlin lebende Bildhauerin hat für ihr Projekt (2016) Silikonabformungen von Berliner Fassaden mit Einschusslöchern und anderen Spuren des Zweiten Weltkriegs angefertigt. Acht dieser zum Teil monumentalen Stücke hängen in einer Art Petersburger Hängung an der Stirnwand des Erdgeschosses, sieben weitere liegen auf dem Boden.

Die Abformungen funktionieren wie Langzeitbelichtungen, die die Geschichte vom Moment der Einschüsse bis zum jetzigen Zeitpunkt abbilden. Staub, Dreck und selbst Graffiti werden von der Trägermasse angenommen und lassen die Negativabdrücke wie bemalt wirken. Aus der schweren Silikonhaut treten die Einschusslöcher wie Narben der Geschichte hervor, die Architektur wird durch den Negativeffekt jedoch seltsam verunklärt. Im Katalog zeigt die Künstlerin die Fassaden und das Abformen. Plötzlich erkennt man Gesimse, nimmt Rundfenster im Silikonabguss wahr, versteht, dass das gekrümmt am Boden liegende Stück von einer Säule abgenommen wurde und deswegen nicht plan liegen kann. Katalog und Schau ergänzen und erhellen sich gegenseitig und machen aus „Berlin Fassaden“ ein echtes Ausstellungserlebnis.

Die Unmittelbarkeit der Umsetzung und die Haptik der Exponate ergänzen auch die etwas entrückt wirkende Gruppenausstellung im Obergeschoss. Sie erden deren Thema und erweitern es um den Aspekt der Fassade als Erinnerungsträger. Vielleicht muss man noch einmal wiederkommen und die „Ruinen der Gegenwart“ mit anderen Augen sehen.

Ruinen der Gegenwart

Kindl – Zentrum für zeitgenössische Kunst, Am Sudhaus 3, 12053 Berlin

www.kindl-berlin.de

Bis 11. Februar

Der Katalog (Kerber Verlag) kostet 20 Euro

Asta Gröting, Berlin Fassaden

Bis 3. Dezember

Der Katalog (Sternberg Press) kostet 15 Euro

Wir können da wirklich etwas erreichen!

Reiner Nagel, der Vorsitzende der Bundesstiftung Baukultur, über seine Erwartung an die Baukulturwerkstatt „Infrastruktur. Innovation. Baukultur“, die die Stiftung am 20./21. November mit der DB Netz AG in Frankfurt am Main veranstaltet Interview Jan Friedrich



Reiner Nagel ist Architekt und Stadtplaner, seit Mai 2013 Vorstandsvorsitzender der Bundesstiftung Baukultur, zuvor war er Abteilungsleiter in der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung Berlin für die Bereiche Stadtentwicklung, Stadt- und Freiraumplanung (Foto: Till Budde für die Bundesstiftung Baukultur)

Die kommende Baukulturwerkstatt der Bundesstiftung Baukultur wird sich der „Infrastruktur“ annehmen. Das ist ein unendlich breites Themenfeld. Um welche Aspekte soll es genau gehen?

Reiner Nagel Üblicherweise betrachten wir die Baukultur ja stark systemisch, also beginnend mit der Raumordnung, der Stadtentwicklung und -planung bis zu Städtebau und Architektur. Beim Thema Infrastruktur geht es uns um ein Querschnittsthema auf allen Ebenen – und um den Gestaltungsaspekt. Würde man eine Mängelkarte zusammenstellen, mit allem, was gestalterisch im Argen liegt in Deutschland, dann würden auf den vorderen Rängen wahrscheinlich Infrastrukturprojekte landen. Öffentliche Räume, die mit der Infrastruktur zu tun haben, sind – wenn sie lieblos gestaltet und unterhalten werden – eines der größten Probleme der Baukultur.

Ihr Kooperationspartner bei dieser Baukulturwerkstatt ist die DB Netz AG. Die Deutsche Bahn steht, was die Gestaltungsqualität bei ihren Bauvorhaben betrifft, eigentlich fortwährend in der Kritik. Ist diese gemeinsame Veranstaltung ein Zeichen dafür, dass die Kritik bei der Bahn angekommen ist?

Die DB Netz AG ist Mitveranstalter – und auch Adressat der Themen, über die wir reden. Auch der Bahn geht es darum, gute Beispiele zu finden. Der Wille und, wie Sie sagen, die Kooperationsbereitschaft sind vorhanden, sich die Gestaltungsthemen anzusehen. Sobald höhere Qualitäten mit höheren Investitionskosten verbunden sind, ist das für das Unternehmen schwierig. Da müssen wir gemeinsam Partner suchen – auch bei der Bundespolitik, die den Finanzrahmen formuliert. Wenn sich aber durch eine bessere Akzeptanz von Baumaßnahmen und von Infrastrukturmaßnahmen die Zustimmung verbessert und die Planverfahren zügiger laufen, dann ist das, über Bande gespielt, hundertprozentig im Fokus der Bahn.

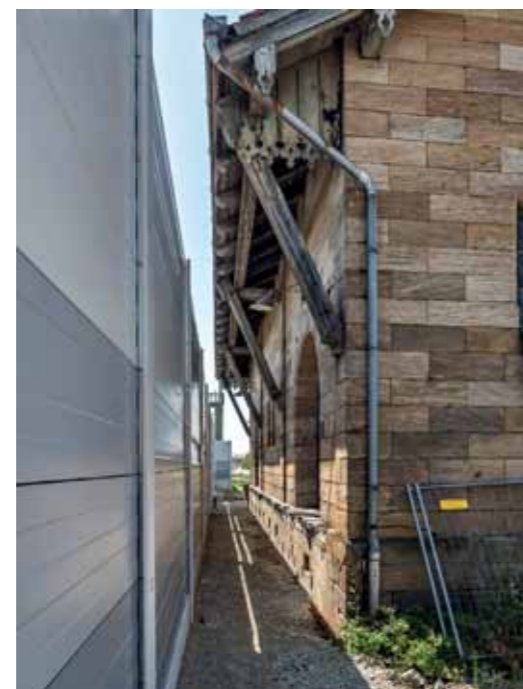
Das heißt: Wenn das Ergebnis mithilfe besserer Gestaltung besser zu werden verspricht, dann besteht die Chance, dass es während der Pla-

nung weniger Einsprüche, weniger Klagen von Nachbarn oder anderen Betroffenen gibt?

Genau. Dahinter steht für die Bahn die Hoffnung, dass die Bürger aufgrund der Aussicht, dass sich Dinge in ihrem Umfeld positiv entwickeln, ein größeres Verständnis für eine Baumaßnahme haben – und dann auch mitgehen. Das beginnt bei Trassenfindungsverfahren: Wenn Trassen landschaftsintegriert sind, kann das die Akzeptanz hinsichtlich der Streckenführung und des Streckenausbaus erhöhen; auch Lärmschutz kann landschaftsintegriert ausgeführt werden. Und es endet, wenn man so will, bei der direkten Raumwirkung auf die Bahnkunden beim Ein-, Aus- und Umsteigen an Bahnhöfen und Stationen.

Wo Sie den Lärmschutz erwähnen: „Lärmschutz als Gestaltungsaufgabe“ heißt einer der Vorträge Ihrer Veranstaltung. Lärmschutz und Gestaltung – das ist, wenn man sich umschaute, heute eher ein Gegensatzpaar.

In der Tat. Im Moment werden durch den Bau neuer Lärmschutzwände vor allem die kleinen Regionalbahnhöfe regelrecht gekapselt. Da wird ein



Hybrid aus Streckenführung und gleichzeitig Station gebaut, wobei man die Stationen manchmal gar nicht mehr erkennen kann, weil sie durch die standardisierten Lärmschutzwände überformt werden. Plötzlich hat man eine Lärmschutzwandpassage- oder Troglösung mitten in der Stadt. Das sieht grob und unvermittelt aus. Und es ist ein typisches Beispiel dafür, dass Synergien und Chancen zu wenig mitgedacht werden, oder aus Kostengründen gar nicht in Betracht kommen. An den finanziellen Rahmenbedingungen, um etwas Besseres zu machen, darf es aber nicht scheitern, wenn das Stadtbild dauerhaft beeinträchtigt wird.

Haben Sie im Vorfeld der Veranstaltung ein paar gute Beispiele für Lärmschutz gefunden, auf die Sie sich beziehen werden?

Leider nicht. Ich suche schon seit Jahren nach guten Lösungen. Und wenn ich mal etwas Gutes sehe, fotografiere ich das. Es hat sich aber herausgestellt, dass alle diese guten Beispiele individuelle Gestaltungslösungen sind, wo Architekten, Landschaftsarchitekten oder Ingenieure einen Planungsauftrag bekommen hatten, um das für eine bestimmte Strecke zu entwickeln.

Bei den standardisierten Lösungen, auf die man aus Kostengründen in den allermeisten Fällen zurückgreifen muss, gibt es nichts Überzeugendes. Das sind dann in der Regel zwischen Pfosten gestapelte Lochblechelemente, die sich vielleicht noch durch Farbe und Graffitiintensität unterscheiden und für Bahnfahrer und Anlieger ein Patchwork von unschönen Ansichten erzeugen. Zu dieser Systemlösung gibt es kaum Alternativen – wenigstens nicht solche, die sich in Ausschreibungen durchsetzen und in der Praxis bewähren. Eine Standardlösung, die auch aus technischer und gestalterischer Sicht akzeptabel ist, muss wahrscheinlich erst noch gefunden oder entworfen werden.

Lärmschutz-Kapselung: Bahnhof Breitengüßbach in Oberfranken
Foto: Wikimedia Commons/ Reinhold Möller

Die Baukulturwerkstatt begibt sich diesmal in ein Feld, auf dem es viel zu bewegen gibt ...

... auf jeden Fall. Normalerweise gehen wir bei unseren Themen immer von *best practice* aus, wir schauen uns herausragende Beispiele an. Hier geht es jedoch darum, Standardlösungen ein Stück weit zu verbessern. Aber über dieses Stückweit lässt sich in der Masse ein enormer Effekt erzielen. Das ist die Hoffnung. Unsere Zusammenarbeit mit der DB Netz AG findet dort auf Vorstandsebene Zustimmung. Es gibt im Unternehmen also die Bereitschaft, etwas zu tun. Und wenn wir jetzt mit guten Lösungen kommen, uns in der Baukulturwerkstatt gute Dinge zum Thema technische Elemente und Ingenieurbauwerke einfallen – dann können wir wirklich etwas erreichen!

Sie sagen: „Wenn wir bei der Werkstatt zu guten Lösungen kommen.“ Bedeutet das, dass Sie bei der Veranstaltung mit Referenten und Besuchern tatsächlich gemeinsam Ideen entwickeln wollen? So habe ich das Format „Baukulturwerkstatt“ bisher gar nicht verstanden.

Wir nennen es Werkstatt und meinen damit, dass alle mitarbeiten und zu Wort kommen sollen. Aber eine Werkstatt ist ja auch ein Ort, an dem man etwas herstellt, also eine Manufaktur, eine Produktionsstätte. Und die Produktion von Ideen, die Herstellung von Lösungen, die soll dort diskutiert werden. Unsere Erfahrung ist ja inzwischen, dass in den Reihen der Baukulturakteure dann auch die richtigen Experten im Publikum sitzen. Und dass wir in unseren Diskussionsrunden – das war schon häufiger der Fall – auf gute, tragfähige Lösungen kommen.

Baukulturwerkstatt „Infrastruktur. Innovation. Baukultur“

Congress Center, Messe Frankfurt, 60327 Frankfurt am Main

20. und 21. November

Vollständiges Programm und kostenfreie Anmeldung auf www.bundesstiftung-baukultur.de



TATE MODERN, London
Architekten: Herzog & De Meuron, Basel

Klinker-Fassaden

Aus dem GIMA-Produktsortiment

- Klinker
- Klinker-Riegelformat
- EURO-Modul-Klinker
- Terrakotta-Fassaden
- Altbaierische Handschlagziegel
- Akustikziegel
- Ziegelsichtmauerwerk-Fertigelemente

Girnghuber GmbH
Ludwig-Girnghuber-Straße 1
84163 Marklkofen
Germany

Fon +49 (0) 87 32 24 0
Fax +49 (0) 87 32 24 200

www.gima-ziegel.de

GIMA
Qualität aus Ton

Grünes Herz

Ingenhoven Architects präsentieren sich mit einem aktuellen Großprojekt aus Singapur im Berliner Architekturforum Aedes Text Bernhard Schulz



Eine „Installation aus 300 mm breiten und 2x16 mm hohen lasergeschnittenen recyclebaren Hohlkammerkarton-Platten und Edelstahlseilen“ füllt den hinteren, großen und hohen Raum des Berliner Architekturforums Aedes. Es handelt sich um ein Modell im Maßstab 1:12, das da von der Decke hängt, unbewegt und unbeweglich, ein Modell des „Grünen Herzens“ des Gebäudekomplexes „Marina One“ in Singapur. Einmal mehr kann man bei Aedes die Vollkommenheit computergesteuert hergestellter Objekte bewundern.

Natürlich geht es in der Ausstellung zu Christoph Ingenhovens „Marina One“-Projekt nicht darum, die Fähigkeiten zeitgemäßer Rechenprogramme vorzuführen. So gesehen, ist das Modell denn auch schön, aber aussageleer. Denn in die gebaute Wirklichkeit sich hineinzudenken, bietet es keinen Anhaltspunkt; es ist wunderschön, ganz einfach als es selbst. Ein Kunstwerk eher als ein Modell.

Die notwendigen Informationen über „Marina One“ werden im Raum davor verabreicht, dargeboten auf einem mehrere Meter langen Leuchttisch. Auch da ist alles exakt und makellos. Architekten setzen mehr denn je ihren Ehrgeiz darein, in Gestalt von Ausstellungen und also im Mikro-Format vorzuführen, wozu sie im Makro-Format des ausgeführten Bauwerks imstande sind. Und bei dem Düsseldorfer Ingenhoven bedeutet das, eine technisch brillante Ausführung in den Dienst der guten Absicht, nämlich der nach heutigem Möglichkeiten weitestgehenden Umweltfreundlichkeit und Nachhaltigkeit, zu stellen.

„Marina One“ ist ein Mixed-use-Komplex aus vier verschiedenen Bauteilen, die auf einem quadratischen Grundstück sitzen und nach außen dieses Quadrat vollständig abbilden. Zusammen-

gehalten werden die Bauteile eben durch das „grüne Herz“. Und diese grüne Mitte besteht nicht nur aus Pflanzen, sondern wird artikuliert durch die umlaufenden, unregelmäßig gerundeten und gegeneinander versetzten, nach oben sich weitenden Sonnenschutzblenden – deren Modell die Kartonstreifen bei Aedes sind.

Es gibt zwei nach ihrer Grundfläche größere und zwei kleinere Bauten; die größeren als Bürogebäude (200 Meter hoch), die kleineren als Wohntürme (139 Meter) ausgebildet. Das Grundstück von „Marina One“ liegt auf einer Landaufschüttung, es ist Teil der Stadterweiterung Singapurs, das als Stadtstaat an das benachbarte Malaysia stößt – daher die politische Dimension, die das Projekt von vornherein hatte. Das ganze Bauvorhaben wird von Singapur und Malaysia gleichermaßen finanziert und nach Fertigstellung genutzt.

Da macht sich ein „grünes Herz“ natürlich schon einmal symbolisch sehr gut. Ingenhoven legt allerdings Wert darauf, keine symbolische Arbeit abzuliefern, sondern einen nachvollziehbaren Beitrag zur Umweltschonung. Der Leuchttisch bei Aedes – der sich auch als Leporello in dem informativen Ausstellungskatalog findet – kann all die Fakten und Daten gar nicht fassen, die das Büro aufführt: Wieviel Prozent von was hier eingespart und wieviel Prozent von etwas anderem dort abgegeben werden, und um wieviel Prozent der Komplex selbst die strengen Maßstäbe für ein „LEED Platinum“-zertifiziertes Gebäude übertrifft. Das möge bitte die Praxis zeigen, noch ist das Bauwerk nicht eröffnet. Aber es demonstriert – und schon das ist ein Verdienst –, dass heute nicht länger solche Bauten entworfen oder gar realisiert werden kön-



Das „grüne Herz“ von Marina One kurz vor Fertigstellung in Singapur und als abstraktes 1:12-Modell bei Aedes in Berlin Fotos: HG Esch

nen, die auf ihre Umwelt keine Rücksicht nehmen und als Ressourcenfresser herumstehen.

Den lokalen Wohnungsmarkt der wachsenden Handels- und Finanzmetropole Singapur wird „Marina One“ gewiss nicht entlasten. Eher dürften Angestellte internationaler Firmen Einzug halten, denen der Arbeitgeber eine angemessen luxuriöse Wohnung zur Verfügung stellen muss. Wobei „luxuriös“ heutzutage eben nicht nur die üblichen Annehmlichkeiten meint, sondern auch den grünen, an den einst vorhandenen, tropischen Regenwald erinnernde und mit entsprechenden Bäumen und Pflanzen aufgeforsteten Innenhof sowie Etagen- und Dachgärten – also das gute Gewissen, das Menschenmögliche für die Umwelt getan zu haben.

Er stelle sich „gerne vor, in einem zweiten Leben Landschaftsarchitekt zu werden“, so Ingenhoven in einem Interview im Katalog. In seinem ersten Leben aber baut er Häuser, die zumindest alles versuchen, um eine zukunftsfähige Symbiose mit Umwelt und Natur einzugehen. „Heute kann ich mir vorstellen, zumindest eine Zeit lang in Singapur zu leben“, sagt Ingenhoven. „Und wäre das in Marina One? Ja, gut möglich.“ Das ist doch immerhin ein Bekenntnis.

Green Heart. Ingenhoven Architects

Aedes Architekturforum, Christinenstraße 18–19, 10119 Berlin
www.aedes-arc.de

Bis 30. November

Der englischsprachige Katalog kostet 10 Euro

Wer Wo Was Wann

Der (Brandschutz-)Teufel steckt im Detail Am 20. und 21. November findet das 18. Jahrestreffen der Brandschutzbranche, die „Eipos Sachverständigentage“, in Dresden statt. Unter dem Motto „Der (Brandschutz-)Teufel steckt im Detail“ werden Vorträge zu Brandschutz im Bauordnungsrecht, in der Planung, der Ausführung und der Bewertung gehalten. Begleitend zur Tagung stellen Unternehmen der Brandschutzbranche neue technische Lösungen vor, im Außenbereich finden Brandversuche statt. Informationen auf www.eipos-sachverstaendigentage.de



Form folgt Paragraph heißt die kommende Ausstellung des Architekturzentrums Wien AzW. Die Schau wird der Frage nachgehen, wer den größeren Einfluss auf Architektur und Stadtentwicklung hat: Architektinnen und Architekten oder baurechtliche Regelwerke. Die Ausstellung untersucht Beispiele, die das Zusammenspiel von Gestaltung und den zugrunde liegenden Paragraphen verdeutlichen. Wäre etwa der fantastische Spielplatz im Kurpark Oberlaa (Foto: MA 42/Wiener Stadtgärten) heute so noch möglich? Eröffnung ist am 22. November um 19 Uhr. Die Schau ist bis 4. April zu sehen. www.azw.at

Stadtforum Berlin Am 20. November lädt Katrin Lompscher, Senatorin für Stadtentwicklung und Wohnen, ab 18 Uhr in das Kühlhaus Berlin ein. Anlässlich des aktualisierten Stadtentwicklungsplans, STEP, werden unter dem Titel „Wohnen! Das brauchen wir: 194.000 Wohnungen bis 2030“ zentrale Fragen der Stadtentwicklung mit Vertretern der

Verwaltung und des StEP Wohnen diskutiert. Die Positionen des Stadtforums zum Thema Wohnen können online diskutiert werden unter www.mein.berlin.de



Transparent Im Wilhelm Wagenfeld Haus in Bremen eröffnet am 23. November um 18 Uhr die Ausstellung „Welt aus Glas. Transparentes Design“. Thematisiert werden die Entwicklung transparenter Werkstoffe, gläserne Architektur, wie zum Beispiel der Deutsche Pavillon auf der Weltausstellung in Brüssel von Egon Eiermann und Sep Ruf aus dem Jahr 1958 (Foto: Eberhard Troeger), sowie der Trend zum sogenannten „gläsernen Menschen“ und wie viele Details man über sich selbst preisgeben sollte. Die Ausstellung läuft bis 22. April. www.wilhelm-wagenfeld-stiftung.de

Dangerous Landscapes Vom 27. bis 29. November findet im Schloss Herrenhausen in Hannover das internationale Symposium „Dangerous Landscapes. Re-Thinking Environmental Risk in Low-Income Communities“ statt. An den drei Tagen werden in Workshops, Vorträgen und Podiumsdiskussionen neue Ansätze der Katastrophenvorsorge in einkommensschwachen Gemeinden vorgestellt und diskutiert. Landschaft soll dabei nicht nur als Bedrohungsquelle, sondern vor allem als potenzielles Mittel zur Risikoverminderung betrachtet werden. Veranstalter sind die Leibniz Universität Hannover, das Institut für Umweltökonomik und Welthandel, das Institut für Hydrologie und Wasserwirtschaft und die Forschungsinitiative TRUST – Transdisciplinary Rural and Urban Transformation. Der Eintritt ist frei, Anmeldung auf www.volkswagenstiftung.de

Planetary Urbanism Die Doppelausstellung „Planetary Urbanism + Learning City Gelsenkirchen“ des M:AI, Muse-

um für Ingenieurkunst NRW, widmet sich den Herausforderungen der Urbanisierung. Im ersten Teil sind internationale Beiträge aus Stadtplanung, Architektur, Soziologie und Design des von der Architekturzeitschrift Arch+ ausgelobten Wettbewerbs „Planetary Urbanism – Kritik der Gegenwart“ zu sehen. Im zweiten Teil untersuchen Studierende der TU Dortmund Bildungsfragen in Bezug auf die Stadtentwicklung in Gelsenkirchen. Die Ausstellung im Wissenschaftspark Gelsenkirchen läuft bis 16. Dezember. Für die Eröffnung am 23. November um 19 Uhr kann man sich per E-Mail: info@mai.nrw.de anmelden. mai-nrw.de



Neue Standards. Zehn Thesen zum Wohnen heißt eine Ausstellung des BDA, die bis 16. Januar im Kreativquartier, Halle 6 in München zu sehen ist. Dort plädieren zehn Architektinnen und Architekten

dafür, die „Komfortzone des Gewohnten“ zu verlassen und stellen Fragen nach Teilhabe am städtischen Leben, bezahlbarem Wohnraum und Dichte als Chance. Vernissage ist am 24. November, um 19 Uhr. Am 25. November findet im MUCCA ein ganztägiges Symposium zum Thema unter dem Motto „Fight Club“ statt. Die Wanderausstellung (Foto: Schnepf/Renou), die vergangenes Jahr in Berlin startete (Bauwelt 39.2016), reist noch nach Wolfsburg, Bremen, Erfurt und Mainz. Informationen auf www.bda-bund.de

Stress and the City Unter diesem Titel fragt das Deutsche Institut für Urbanistik in Berlin, Difu, im Rahmen der Vortragsreihe „Difu-Dialoge zur Zukunft der Städte“ am 29. November ab 17 Uhr, wie viel Dichte der Mensch verträgt. Der Psychiater und Stressforscher Mazda Adli und Martin zur Nedden vom Difu halten Inputvorträge, Luise Adrian moderiert. Der Eintritt ist kostenlos, um Anmeldung wird gebeten auf www.difu.de/11514

Sie möchten Ihre vakante Stelle mit den besten Fachleuten der Architekturbranche besetzen?



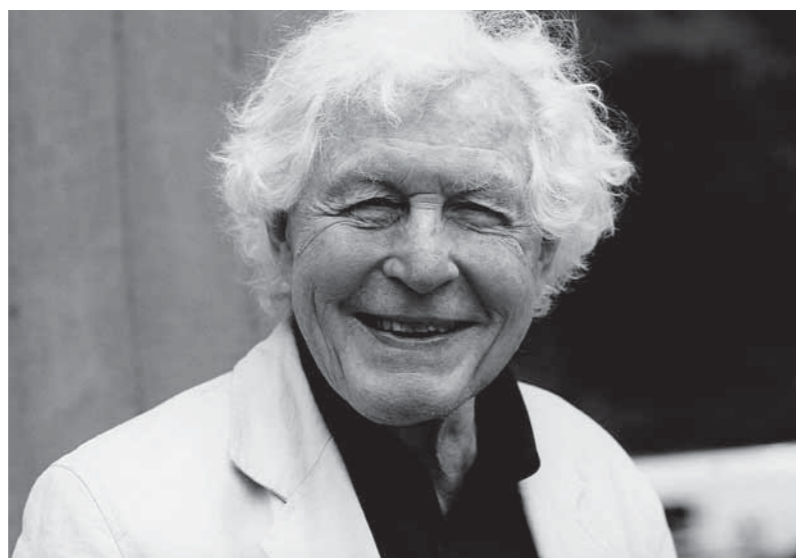
Erich Schneider-Wessling

1931–2017

Drei Planschränke mit 25 Metern Planrollen, dazu 100 Modelle und 108 Meter Akten im Bestand des Kölner Stadtarchivs aus seinem Nachlass werden nicht vor 2050 einsehbar sein. Der Einsturz des Archivgebäudes zwingt dazu, bis zur wissenschaftlichen Aufarbeitung seines Werks die Distanz einer ganzen Generation abzuwarten. Erich Schneider-Wessling ist am 28. September in Köln gestorben. Für viele seiner Zeitgenossen, Kollegen und Mitstreiter ist er noch ganz gegenwärtig. Christoph Parade, wie Schneider-Wessling aus Süddeutschland ins Rheinland gekommen, erinnert sich: „Mit Erich konnte ich immer lachen, es war nie langweilig, und manchmal beendeten wir ermüdende Fachkonferenzen mit der Sicherheit, uns zur Entspannung nachher zum Beispiel gemeinsam einen ‚Zwetschgendatschi‘ zu leisten.“

Ich selbst bin ihm unerwartet auf der Immobilienmesse Expo Real in München begegnet. Warum er sich das antue? Aus Neugierde, erwiderte er mit seinem verschmitzten Lächeln, um zuzuhören, hinzusehen und zu verstehen. Architektur war für ihn keine „zeitgebundene formale Mode, sondern der gesellschaftliche Auftrag, mit möglichst viel Information über das Befinden von Menschen in Räumen in unterschiedlichen Klimazonen, über Situationen, die die Beziehungen der Menschen fördern, und über die Verträglichkeit von künstlichen = baulichen Eingriffen in die Umwelt, Städte und Häuser herzustellen.“¹ Möglichst viel Information schloss die ökonomischen Vorgänge selbstverständlich mit ein. Hellhörig in alle Richtungen, ahnte er bereits 1969 die Umwälzungen durch die Digitalisierung des Planens einerseits und die Migration von Menschen andererseits voraus.

Die Stationen der Ausbildung von München über die USA und Venezuela – ermöglicht durch ein Stipendium – belegen die Eindrücke, die Schneider-Wessling unter anderem als Hospitant in Taliesen bei Frank Lloyd Wright sammeln



Erich Schneider-Wessling ist am 28. September in Köln gestorben. Geboren wurde er am 22. Juni 1931 in Weßling im Landkreis Starnberg; den Namen seines Geburtsorts fügte er später seinem Familiennamen bei.
Foto: Inge Zimmermann

konnte. Miguel Casas Armengol ermöglichte ihm in Maracaibo/Venezuela eine erste Mitarbeit am Bau einer Schule.

Bauen für die Gemeinschaft von Menschen blieb der Grundakkord seiner Arbeit als Architekt, ob für Schulen und Kliniken, das Gästehaus der Alexander-von-Humboldt-Stiftung, die Deutsche Bundesstiftung Umwelt, das Kommunikationszentrum der Bayer AG, oder Wohnhäuser im Umkreis von Kunst und Kultur für den Komponisten Karlheinz Stockhausen, den Verleger Reinhold Neven DuMont, den Galeristen Rudolf Zwirner oder die Familie von Dohnanyi.

Seine nie realisierte Idee aus den 70er Jahren für eine innerstädtische, gemeinschaftlich geplante und finanzierte Wohnanlage ist heute aktueller denn je – ebenso wie das Bespielen von Lücken in der existierenden Stadt, über Parkplätzen, in leeren Raumhüllen, selbst den Rhein querend als „liegendes Hochhaus“.

Als Erich Schneider-Wessling 1988 den Wettbewerb für den Neubau eines Rathauses in Kaarst bei Düsseldorf gewann, hatte er ein „Zentrum der kommunikativen Vielseitigkeit“ im Sinn.

Diese Idee manifestiert sich im Grundstein, in den Einwohner der im Zuge der Gebietsreform zusammengewürfelten neuen Stadt selbst Mitgebrachtes niederlegten, bis heute sichtbar in einer Kiste unter Glas auf einem Treppenabsatz im Foyer. Trotz vieler Widerstände machte die Stadt Kaarst Ernst mit dem Bau ihres neuen Rat- und Bürgerhauses in hellem Betonstein und Zinkblech – und nicht nur das.

Auch dem Geschäfts- und Bürozentrum gegenüber sowie den Wohnzeilen konnte Schneider-Wessling seine Handschrift aufprägen, obwohl das gar nicht „seine“ Projekte waren, sondern die eines Investors. Die kongeniale Planung des Umfelds durch den Landschaftsarchitekten Richard Bödeker bindet das Ensemble über den Distanzraum eines künstlichen Sees, der sich in einen hügeligen Park ergießt, mit Brücken, Stegen und Laubengängen zusammen. Ein noch während der Bauzeit 1993 erarbeitetes Konzept für Kunst am Bau mit zahlreichen Beteiligten tut ein Übriges zu Gunsten der bis heute lebendigen, heiteren, offenen Atmosphäre. Derzeit arbeitet die Stadt daran, wie diese Insel in einem gesichtslosen Kleinstadtmeer mit der älteren biedereren Ladenzeile auf der anderen Straßenseite versöhnt werden könnte.

Gudrun Escher

¹ Octavienne Hornstein (Hrsg.): Erich Schneider-Wessling, „...und das nenne ich reale Architektur“ (Begleitband zur Ausstellung in der Architekturhalle München). Müller & Busmann, Wuppertal 1996, ISBN 3-928766-19-8. S. 5

Leserbriefe

Potsdamer Positionen/Ehemalige Fachhochschule

Bauwelt 18.2017, Seite 45

Das Gebäude der Fachhochschule, das ehemalige Institut für Lehrerbildung, wird bald nicht mehr in der Potsdamer Innenstadt präsent sein. Ein Verlust? Ja, unbedingt – und das gleich mehrfach. Als Zeitzeuge, als Referenz für die Nachkriegsmoderne, als Lehr- und Lernstätte, als Sozialprojekt, als Mahnung für unterlassene Instandhaltung, als Streitobjekt und als vermeintlicher Schandfleck.

Wie geht das alles zusammen? Als die Stadtverordneten 1990 den Beschluss zur „behutsamen Wiederannäherung an den charakteristischen, historisch gewachsenen Stadtgrundriss“ fassten, war dies nach den Jahren der Kahl-schlagsanierung folgerichtig und konsequent progressiv. Heute jedoch, nach 27 Jahren reger Bautätigkeit in und um die Stadtmitte in Potsdam, wird dieser Beschluss von den aktuellen Akteuren lediglich als Alibi für eine konservativ-kleinbürgerliche Fassadenarchitektur missbraucht. Die Ergebnisse zeugen von der Ver-

niedlichung und Perverbierung architektonischer Ordnungsbilder und kompositorischer Elemente. Fragen nach der Echtheit, nach Ausdruck, nach Authentizität bleiben unbeantwortet. Wie will man auch rechtfertigen, dass das entstandene Bild des Stadtschlosses lediglich einen Betonkern umhüllt, in dessen Innerem reiner Funktionalismus herrscht?

Wie modern, wie kräftig wirkt dagegen die optisch mittlerweile stark ramponierte Fassade der Fachhochschule. Es braucht nur wenig Fanta-

verträglich zu integrieren, um einen lebendigen und sich wandelnden Ort zu bilden. Die vorge-sehenen, städtebaulich und strukturell wichti-gen Gebäude im Volumen der historisch ge-wachsenen Stadt wären möglich und gut durch-dacht zu entwickeln. Wenn man nur wollte.

Dazu brauchte es Mut. Mut den heute die Ent-scheider offensichtlich nicht mehr aufbringen wollen oder können. Die einen nicht, weil sie lie-ber den echten Figureschmuck für das falsche Schloss aus Berlin zurückerkämpfen wollen, und

Der Abriss der Fachhochschule zelebriert auf drastische Weise die Konfrontation

sie, um sich vorzustellen, dass mit einem sanier-ten Gebäude, mit frischer Farbe und angepas-tem Inhalt eine lebendige Stadtmitte erhalten lie-be. Diese bildete im Kontext mit authentischer, überlieferter Struktur ein hervorragendes Beispiel dafür, wie die verschiedenen Epochen und Stile miteinander in Kontakt und Austausch treten. Sie würden sich gewissermaßen gegenseitig offen-baren, Widersprüche eingeschlossen.

Wieviel Potenzial steckt in dieser Chance! Öff-entliche Einrichtungen wie Schule, Kita, Alten-treff, Gewerbe und Wohnen – alles wäre gut und

die anderen nicht, weil sie nicht in den Ruf kom-men wollen, DDR-Architektur zu hofieren.

Dabei braucht gerade die Nach-Wende-Gesell-schaft einen Konsens, eine gesellschaftliche Brücke, damit nicht der Gegensatz herrscht, son-dern die gemeinsame Sprache siegt. Das Zu-sammenwachsen im besten Brandt'schen Sinne ist gefordert, nicht die Konfrontation. Diese wird hier mit dem Abriss der FH auf drastische Weise zelebriert – zum Schaden der Zivilgesellschaft.

Norbert John, Architekt, Potsdam

Wählen Sie die **Bauwelt** und **DBZ Deutsche BauZeitschrift** für Ihre Strategie aus, wenn Sie Ihre Positionen mit **den Besten** besetzen wollen. Der führende Stellenmarkt für Architekten und Planer. **Print und online!**

Profitieren Sie als **Bauwelt-Abonnent** von attraktiven Preisen! Als Architekturbüro erhalten Sie Ihre online Stellenanzeige* zum Preis von **230,00 €** anstatt 290,00 € zzgl. MwSt.! Geben Sie Ihr Jobangebot unter **www.Bauwelt.de/jobs** ein.

*Laufzeit 4 Wochen



Benötigen Sie weitere Informationen? stellenmarkt@bauverlag.de

AUSSCHREIBEN.DE

- 930.000 Ausschreibungstexte + Produktinformationen
- von über 550 Produktherstellern

gratis